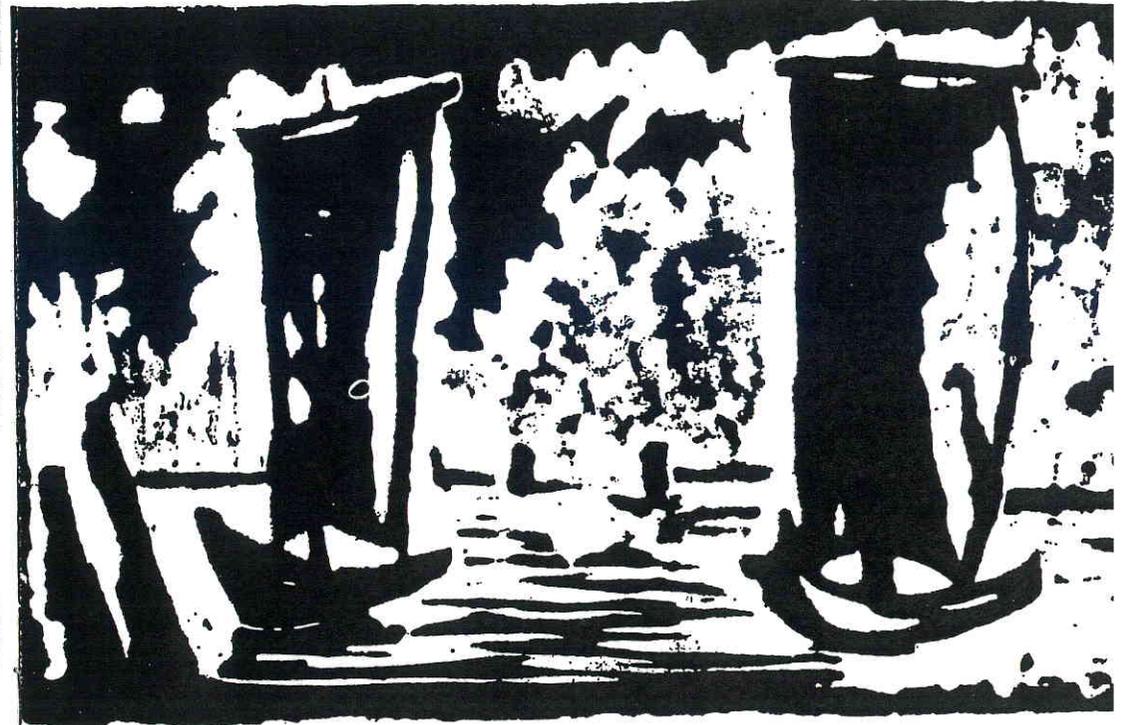


Frisches Haff Frische Nehrung

Durch die Entstehungsgeschichte, Leben und Schicksal der Bewohner
und die einzigartige Schönheit dieses besonderen Gebietes
unserer west- und ostpreußischen Heimat führt uns

BERNHARD HEISTER



Herausgegeben von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur



FRISCHE NEHRUNG

Hab im Sande gewühlt,
war es nicht gestern?
Hab mit Wellen gespielt,
des Meeres Schwestern.

Und das Meer war so blau
und gischtgekrönt,
und das Meer war ein Lied,
das traulich tönt.

Hab im Sande gewühlt,
lang, lang ist es her.
Hab mit Wellen gespielt . . .
Nimmerwiederkehr.

Und der Himmel war blank
im Sonnenlicht.
Und der Wind wehte warm
mir ins Gesicht.

Und der Wald war so still,
Moos- und Harzgeruch;
jeder Strauch ein Idyll,
jedes Blatt ein Gruß.

Karl-Heinz Jarsen

INHALT

Seite

Frische Nehrung	Karl-Heinz Jarsen	2
Von der Entstehung der Nehrung	Edward Carstenn	3
Die Frische Nehrung	Paul Fechter	7
Das Wölkchen	Fritz Kudnig	10
Wie das Ostseebad Kahlberg entstand	Paul Fechter	10
Nehrungsferien	Sabine Fechter	13
Abschied von der See	Annemarie in der Au	15
Sonnenwende auf der Frischen Nehrung	Bernhard Heister	15
Schlafende Düne	Heinrich Eichen	18
Kahlberger Winterbrief	Käte Stellmacher	19
Geliebtes Hügelland	Agnes Miegel	21
Elbing	Heinrich Eichen	23
Die Sage vom Tolkemiter Aal	Heinrich Eichen	25
Kleine Stadt am Haff	Heinrich Eichen	27
Nikolaus Copernicus	Bernhard Heister	28
Heinrich von Plauen	Agnes Miegel	29
Besuch in Pillau	Heinrich Eichen	32
Zu diesem Heft	Bernhard Heister	34
Bernstein glühte im Sand	Martin Damß	35

EDWARD CARSTENN

Von der Entstehung der Nehrung

Die Nehrung und der Mensch

Gern folgt der Kaufmann auf seinen Reisen den Spuren der Vorfahren. Wo ihre Wagen dahinzogen, wo ihre Schiffe entlang segelten, da kennt er die sicheren Strecken, da weiß er auch die Stellen, an denen Gefahren ihn und sein Gut umlauern. Er vermag ihnen mit Erfolg zu begegnen oder auszuweichen. Hierzu bietet besonders die See, die breite Völkerstraße, mannigfache Gelegenheit. Auch heute noch bewährt sie ihre völkerverbindende Kraft.

Wie einst auf schnellen Seglern von Norden her Vandalen, Burgunder, Rugier und Goten der Danziger Bucht zustrebten, wie einst die Lübecker ihre Kriegs- und Handelskoggen hierher lenkten, so ließ später der Reeder seine Segel- und Dampfschiffe in die Danziger Bucht laufen zu den beiden Einfallstoren ins Preußenland: Weichselmünde — Danzig im Westen und Pillau — Königsberg im Osten.

Zwischen beiden dehnt sich die sandreiche Frische Nehrung, eine langgestreckte, schmale Insel, seit alters her der natürliche Schutzwall für die Häfen Danzig, Elbing, Braunsberg und Königsberg. Wechselvoll gestaltete sich das Schicksal dieses Dünenwalls im Laufe der Jahrhunderte von seiner Geburt an bis auf unsere Zeit. Der Ostsee Wellen, des Weichselstromes Gewalt, der Stürme Wehen, sie zausten und zausen an ihr, zerstörten hier und bauten dort neu auf in ewigem Kampf. Land ringt mit Wasser um den Besitz. Und der kleine Mensch maßt sich an, diesen Kampf als Führer zu meistern.

Es mag jetzt gut fünftausend Jahre her sein, daß die Schlammassen der Weichsel von Süden gegen die preußische Höhe brandeten, sie durchbrachen und sich nordwärts in die weite Ostseebucht ergossen zwischen dem Samland im Osten und der Oxhöfter Kämme im Westen. Die Gletscher vom Norden hatten der Weichsel diesen Raum freigegeben.

Damals wurde die Frische Nehrung geboren. Wo der Küstenstrom der Ostsee sich mit den Weichselfluten kreuzte, blieb der Schlick des Stromes liegen und wuchs bald empor zu kleinen Inseln bis zum Wasserspiegel. Die Wellen der Ostsee schlugen dagegen, warfen Sand und Steine darauf, ihr Küstenstrom verlagerte den feinen Baustoff nach Osten hin. An breitere Inselteile schlossen sich schmale an. Wind und Sturm ergriffen den Sand und türmten ihn auf zu Dünen gegen die abgetrennte Bucht, das Frische Haff. Dieses wurde zum Auslaufbecken der Weichsel. Deren Strom staut sich hier bei Hochwasser, stürzt gewaltig durch die schmalen Gänge zwischen den Inseln in die See, reißt fort, was der Küstenstrom zutrug, und vertieft die Engen zur willkommenen Fahrstraße für den Seemann. Der Weichselchlick legt sich nieder, langsam bauend Jahr um Jahr, Schicht auf Schicht, bis die Südwestbucht des Haffes zugebaut ist, das Land zur Wasserfläche emporsteigt; Land, durchzogen von zahllosen, tiefen Rinnen der Deltaarme. In Jahrhunderten hebt sich langsam die Küste, mit ihr das neue Schwemmland, dann senkt sie sich wieder und gibt dem Wasser Raum, ein Auf und Ab, als atme die Erde. Die Inseln wachsen zusammen und lassen nur wenig Auslässe für die Weichselfluten, die Nehrung taucht ein und neue Tiefs entstehen zwischen den hohen Dünen.

Die Frische Nehrung

Über der Frischen Nehrung liegt noch das Rauschen der Wälder und der See, die uralte Melodie, die zu Wulfstans Zeiten nicht anders erklang als heute, wenn man damals auch weniger auf sie achtete. Weithin ziehen sich die „Kiehnenwälder“ über das Auf und Ab der Sandhügel: hohe Farne, vor allem Adlerfarne wachsen zu Tausenden zu ihren Füßen und in der Gegend um den Blocksberg, westlich vor Liep, ragen unzählige der dunkeln Sträucher des Wacholders auf, des Machandelbaums oder des Kaddicks, wie man auf der Nehrung sagt: die Kaddickschweiz heißt noch heute die Hügelwelt um den Blocksberg. Heidelbeergesträuch bedeckt den Boden, Preiselbeeren dazwischen: in den feuchten Senkungen, wo der Grund noch moorig ist, wächst die Moosbeere. Bärlapp und Drosera, der rundblättrige Sonnentau, sind dort zu Hause: auf dem Dünenzug längs der See aber wächst, heute sorgsam geschützt, die blaue Stranddistel, eine der schönsten Pflanzen des ganzen Ostens. Stundenweit zieht sich der Wald dahin, bergauf und bergab: aber immer neu ist, was er bringt, immer neu der Reichtum, den sein Dasein zwischen See und Haff, auf dem schmalen Landstrich zwischen den Wassern gibt. Ein kurzer Weg nach Westen — und auf einmal öffnet sich der Wald: auf hoher Düne, windzerfetzt stehen die letzten verknorzten Kiefern und zwischen ihnen rauscht blau, unendlich weit, in ewiger Bewegtheit die See herauf. Weiß und breit leuchtet unten der Strand — wenn man nicht gerade dicht bei Kahlberg oder Liep sich befindet, in völliger Einsamkeit; höchstens daß da und dort ein dunkler Fischkutter liegt, die hellen Netze, die zum Trocknen aufgehängt sind, in der Sonne glitzern. Rauschen vom Meer und Rauschen vom Wald, das Zueinander der beiden unendlichen Melodien ist alles, was man vernimmt: nur zuweilen klingt ein Kuckucksruf, vom Strand der Schrei einer Möwe herüber, die sich funkelnd weiß auf die blaue Flut hinabfallen läßt.

Weiter: von neuem ein kurzer Weg — bergab und bergauf, noch einmal bergab und bergauf, und eine völlig andere Welt tut sich auf. Das große Duo von Wald und Meer ist verstummt: nur das dunkle Sausen geht noch hoch oben weiter mit durch den Kiefernwald: die See ist versunken, das Haff tritt die Herrschaft an. Hell, kaum bewegt, glänzt es im Nachmittagslicht herauf, ein friedlich geschlossenes Reich — das trotz des hohen Ufers drüben ebenfalls seine Grenzenlosigkeit besitzt. Fern zur Rechten, wie eine Fata Morgana schweben über dem blanken Wasser die leichten Weidenbäume der Niederung: das Nogatdelta mit seinen Kampen grüßt von weitem herüber. Zur Linken, wo das jenseitige Ufer flacher und flacher wird, bis es auf die Passargemündungen zu im Licht des fernen Himmels verdämmt, ragt der Domgöbel von Frauenburg auf: auf den Sandbergen der Frischen Nehrung hat oft der Blick des Domherrn Nikolaus Copernik geruht. Ein neuer Raum hat den Wandernden aufgenommen — wie sich denn überhaupt immer wieder neue Räume über diesem Streifen Land auftun. Wer einmal auf dem Leuchtturm von Pillau gestanden, den wunderbaren Rundblick über das östliche Haff mit den fernen Ufern auf Wolitnick und Balga zu, den Ausblick über das Tief auf die blaue See und jenseits des Tiefs die seltsam ziehende Sicht auf den Grenzwall zwischen den Wassern erlebt hat, nimmt eine Ahnung von dem Zauber dieser Einsamkeit zwischen Wasser und Himmel mit.



Wanderdüne auf der Frischen Nehrung

Muß sich der eine Feind der zähen Kraft des Menschen beugen, so sieht sich auch der andere zurückgehalten. Unwillig wälzt die Weichsel ihre tausend Kubikmeter Wasser von Sekunde zu Sekunde den Weg entlang, den ihr die hohen Deiche von Menschenhand vorschreiben. Hinter ihnen bearbeitet der Bauer in Ruhe den Acker, weidet er sein Vieh auf fruchtbarem Boden, den ohne die Dämme Wasser überfluten würde von Danzig bis Elbing und gegen Christburg hin.

Die Weichsel fließt in dem Bett, das Menschenhand ihr vorgezeichnet. Selten nur noch bäumt sie sich gegen den Zwang auf. Der Sand auf der Nehrung liegt fest, der Wind verfängt sich im Walde, den Menschenhand schuf; nur bei Narmeln noch wandert ein schmales Stück Düne tagtäglich von der See zum Haff. Einzig die See läßt sich nicht beugen. Zornig wälzt sie ihre Wogen auf die Dünen. Sie sucht nach Stellen, um sie niederzureißen, sie rüttelt an den wohlgepflegten Tiefs, unbekümmert um den Menschen und seine Arbeit. Jahrzehnte mühte er sich. Jeden Morgen kann er gewärtig sein, daß diese unbändige Kraft über sein Werk dahingeht, als wäre es ein Nichts.

Dieser Auszug ist dem Buch von Hanns Bauer und Carl Lange „Das Frische Haff und die Frische Nehrung“ mit freundlicher Genehmigung des Gräfe und Unzer Verlages Königsberg i. Pr., heute München, entnommen.

Ganz geht durch diesen Zauber freilich nur der hindurch, der die Nehrung nicht nur als flüchtiger Gast in sommerlichen Tagen besucht. Er kann auch da Dinge erleben, die der zivilisationsgeschwächte Westen nicht mehr zu bieten hat: so, wenn etwa an einem heißen Augusttag am Nachmittag ein Gewitter niedergeht, schwül und heftig, die Donner vergrollen fern in der Höhe des weiten Himmels, der Regen gießt in wilden Strömen: am Abend aber liegt wieder Stille und reglose Wärme feucht und schwarz über dem lichtlosen Land. Er wandert noch einmal durch das Dunkel die feuchten Sandwege am Haff entlang — und plötzlich steigt um ihn weich, mit einem knisternden, fast lautlosen Rauschen eine Riesenvölle von Eintagsfliegen auf. Aus einem einsamen Fenster fällt Licht: wie Schneeflocken tanzen Tausende und Abertausende der zierlichen leichten Gebilde in dem Lichtkegel: der Wanderer spürt sie auf seinen Händen, im Gesicht, auf seinen Kleidern, überall. Er flüchtet ins Haus: an den Scheiben kribbelt es dicht bei dicht — es ist, als hörte man noch durch das Glas hindurch das große schwellende, schwelende Leben der Sommernacht da draußen. Nach einer Stunde ist alles vorüber: die Tierchen sind verweht, liegen da, dort am Boden, im Wasser — aber man schreitet noch wie verzaubert durch die Nacht, als habe man soeben einen tiefen Atemzug des großen Pan selber erlebt.

Solche Dinge gibt die Nehrung im Sommer, unbekümmert um Wanderer und Badegäste. Sie hat noch etwas von der Wildheit des großen, unmittelbaren Lebens, das den Maler Lovis Corinth zu ihr zog, der in seinen „Legenden aus dem Künstlerleben“ sehr anschaulich von dem wilden Dasein mit seinen Fischerfreunden berichtet. Sie hat diese Wildheit am meisten im Winter, wenn der Frost und der Ostwind über dem Haff liegen und das Eis in den Nächten mit dumpfem Knallen weithin reißt, wenn die See den Strand vereist und wie ein spielendes wildes Tier Badebuden und Fischerhütten und was sie sonst an Menschenwerk erreichen kann, mit sich nimmt. Wenn die Nehrung trotz Haffuferbahn und Schlittschuhen abgeschnitten ist von der Welt des Draußen, weil der Winter tückisch lauend mit dem Nebel daliegt und den Waghalsigen, der zu spät heimkehrt, plötzlich auf dem Haff überfällt und keinen Ausweg aus dem Nebel mehr finden läßt, also daß er stunden-, nächtelang verzweifelt auf dem Eis im Kreise umherirrt — wenn der Schneesturm kommt und ihn mitnimmt: dann bekommt er hier eine erste Ahnung, was Osten heißt, und was diese in sommerlichen Tagen so südlich freundliche Gegend eigentlich ist. Im Frühling muß man kommen, wenn die Wildgänse hoch oben schon mit heiserem Rufen ziehen, wenn der letzte Schnee an den Hängen des hohen Landes drüben schmilzt und das gelbe Rohr an seinem Fuß fast sommerlich über dem morschen weißen Haffeis leuchtet: wenn dann die Märzstürme kommen und das Eis zerbrechen und Wasser und Eis gegen die Ufer peitschen und ebenfalls wie spielend ein Stück Haffuferbahn mitnehmen oder drüben an der Nehrung den heute nicht mehr hölzernen, sondern längst massiven Landungssteg von Kahlberg zornig benagen, wenn das Haff wieder bis fast an die Dünen heranreicht und an die Zeiten erinnert, da es der noch nicht regulierten Nogat jedes Jahr den Weg für ihre Wasser verspernte, daß die Deiche in Gefahr gerieten und die Menschen verzweifelt gegen die Flut kämpfen mußten: dann erlebt man, wie sehr Nehrung und Haff trotz aller sommerlichen Freundlichkeiten und Schönheit, trotz gezähmter Dünen und elektrischem Licht in den Fischerhäusern Natur und Osten geblieben sind, Wahrer der großen Unmittelbarkeit des Daseins, die in Europa immer seltener geworden ist.



DAS WÖLKCHEN

Am Haff ragt weiß ein Birkenpaar
zum Himmel, der kristallen klar.
Ein Wölkchen, hauchfein wie ein Flaum,
schwebt hoch im blauen Himmelsraum.

Wo kam es her? Wo will es hin?
Was hat das Wölkchen wohl im Sinn?
Fährt's in den hellen Sonnenschein
nur aufs Geratewohl hinein?

Ich glaub es nicht. Es muß, wie ich,
auf seinem Weg erfüllen sich,
weil Alles, was im Weltall webt,
nach diesem letzten Ziele strebt.

Fritz Kudnig

PAUL FECHTER

Wie das Ostseebad Kahlberg entstand

Bald nach 1840, als bereits eine regelmäßige Dampfverbindung zwischen Elbing und Königsberg bestand, faßten Elbinger Bürger unter der Führung des alten Härtel den Plan, bei dem Fischerort Kahlberg einen Badeort zu schaffen, ähnlich dem, der auf der anderen Seite des Haffs in Reimannsfelde in der damals berühmten Kaltwasserheilanstalt bestand. Es war nicht ganz leicht, diesen Plan zu verwirklichen, denn die Nehrung war damals eben in der Hauptsache Sand, und zwar durchaus ungebändigter Sand — und man wollte sich nicht mit irgend welchen primitiven Behelfsmitteln begnügen, sondern wirklich etwas Ansehnliches und vor allem auch Reiches, Üppiges schaffen. So suchte man zuerst eine Stelle, die von Natur aus möglichst Wind- und Kälteschutz bot — und dann brachte man in vielen Kähnen von Elbing Gartenerde heran, die man an den Dünenhängen auf der Haffseite geschickt in Terrassen mit Steinschutz anschüttete — die Steine mußten ebenfalls zu Schiff von drüben herangeholt werden. Auf der Höhe über dem geschützten Kessel errichtete man ein Gesellschaftshaus, das Belvedere, dessen hölzerner Bau noch heute aus dem dichten Grün hinüberschaut zum Haff, soweit das nicht durch die immer höher gewordenen Bäume schon dem Blick entzogen ist. Der zähen Energie der Gründer des Seebades Kahlberg gelang es, zwischen dem Haffsteg und dem Schwarzen Walfisch von Askalon im Norden, dem Ende des geschlossenen Talkessels im Süden eine Welt zu schaffen, deren zauberhaft überraschenden Eindruck die Heutigen, die nur noch die grüne Nehrung kennen, sich gar nicht mehr recht vorzustellen vermögen. Wir verdanken Louis Passarge die Schilderung dieses ersten Eindruckes, die um so lebendiger wirkt, als er sie gerahmt hat mit Bildern der kahlen Dünenwelt, aus der man in dieses Paradies sehen konnte. „Man watet in tiefem Sande

zwischen spärlichen Kiefern, die alle etwas Verkrüppeltes und Verkommenes haben; denn der Sturm rüttelte an ihnen von frühester Jugend auf und der magere Sandboden versagte ihnen die spärliche Nahrung. Darum sind sie klein und unbedeutend. Blickt man nach rechts, so starren uns die Dünenberge entgegen, gelblichweiß und von den wenigen Pflanzen, die darauf wachsen, gesprenkelt wie das Fell eines Raubtieres. Die Nadeln der Kiefern sind mit einem dichten Spinngewebe überzogen, blickt man nach der Sonne, so sieht man sie wie durch einen Silberschleier.

Man geht weiter in das Innere und es währt nicht lange, so wähnt man sich verzaubert. Wie in jenen Märchen, die man uns als Kind erzählte, wie jener von warmen Quellen getränkte Garten in der grönländischen Eisfelderwildnis, eine Oase in der Wüste, so tritt uns eine harmonische Menschenschöpfung, ein kleines Paradies entgegen. Gleichsam im Schoße des Hauptdünenzuges, da blühen die wundervollsten Blumen in erstickender Fülle, da grüßt ein Rasen von bezaubernder Frische, da stehen Orangen in großen Kübeln, wachsen Akazien, da



An der Luft trocknende Fludern auf der Frischen Nehrung

legen die Reben sich an das Gestein der Terrassen und hüllen es in ihr lichtiges Grün. Zögernd hebt man den Fuß und wandelt durch tiefe Gänge. Da grüßen uns vertraut lächelnd alte Freunde, der Apollino aus der Tribuna in Florenz, die medicische Venus und der Paris. Ihr blendendes Weiß kontrastiert wunderbar mit dem dunkeln Blau des glühenden Himmels. Es ist wie ein Traum, ein Stück Italien, es ist selbst der Himmel Neapels."

Manches ist anders geworden, in den acht Jahrzehnten, die seitdem vergangen sind: etwas von dem südlichen Zauber, der den ersten Übersetzer des „Brand“ und des „Peer Gynt“ begeisterte, ist der Landschaft geblieben und hat sich in dem letzten Menschenalter sogar noch vermehrt. Die Landschaft und die Vegetation der Nehrung hat auch außerhalb der Anlagen, die Härtel schuf und die immer noch die Anlagen heißen, etwas Reicherer und Uppigeres bekommen. Die Kargheit der Dünenwelt ist mehr und mehr gewichen: immer neue Gärten sind entstanden: die Kiefer hat die einstige Alleinherrschaft längst mit Birken und anderen Laubbäumen teilen müssen. Vor allem aber: vor den Dünenzug auf der Haffseite hat sich, jahraus jahrein mehr anwachsend, ein breiter Streifen Neuland gelegt, der das Haff immer weiter abgedrängt hat von der eigentlichen Nehrung. Die Farbigkeit der Frischen Nehrung hat einen neuen Wandel erfahren: zu dem Blaugrün des Kiefernwaldes auf den Hängen der Dünen ist das lichte Gelbgrün junger feuchter Wiesen am Haff entlang getreten. Wo einst bis an den schmalen Weg am Fuß der Dünen die Binsen aus dem flachen Wasser wuchsen, wo ihr stumpfes Braungrün herrschte, geteerte Fischerboote lagen und bei starkem Nordost das Wasser bis an den Fußpfad an der Düne stieg — da wächst heute Land, ist heute Land. Die Nehrung hat sich nach der Haffseite zu erheblich verbreitert: das Haff hat nur noch in schmalen Kanälen Zugang bis zu den Dünen. Das alte Bild von der Höhe des Kamelrückens die Nehrung entlang hat sich erheblich verändert, verändert sich alljährlich mehr. Das Haff ist weiter abgerückt, die hellen Bänder und Flecken des Wassers zwischen den Binsen- und Schilffeldern beginnen erst viel weiter draußen. Die alte Sandwelt der Dünen ist unter dem Grün der neuen Wälder verschwunden: jetzt verschwindet langsam die alte Welt des Wassers am Haff unter neuem Land und neuem Wiesengrün. Wo wir noch als Kinder zwischen den Binsen im Fischerkahn uns entlang stakten, weiden heute Kühe: die Nehrungslandschaft auf der Haffseite nähert sich wenigstens im Bereich der Dörfer wie Kahlberg, Liep oder Pröbbernau mehr und mehr dem Charakter der beginnenden Nehrungsgegend am Nordrand des Werders. Bei Stutthoff, bei Steegen erheben sich die Dünen und ihre sandbestimmte Welt seltsam unvermittelt und eigentlich unzugehörig über den reichen Gehöften und dem fetten Marschland zu ihren Füßen, das vor Jahrhunderten bis hinauf nach Danzig auch einmal Haff gewesen und jetzt seit Jahrhunderten reicher fruchtbarer Boden ist. An der Frischen Nehrung entlang können wir den Vorgang der Verlandung heute so anschaulich miterleben wie sonst nur selten: das Aestensee des Tacitus, des Wulfstan wird langsam, aber unaufhaltsam Geschichte.

SABINE FECHTER

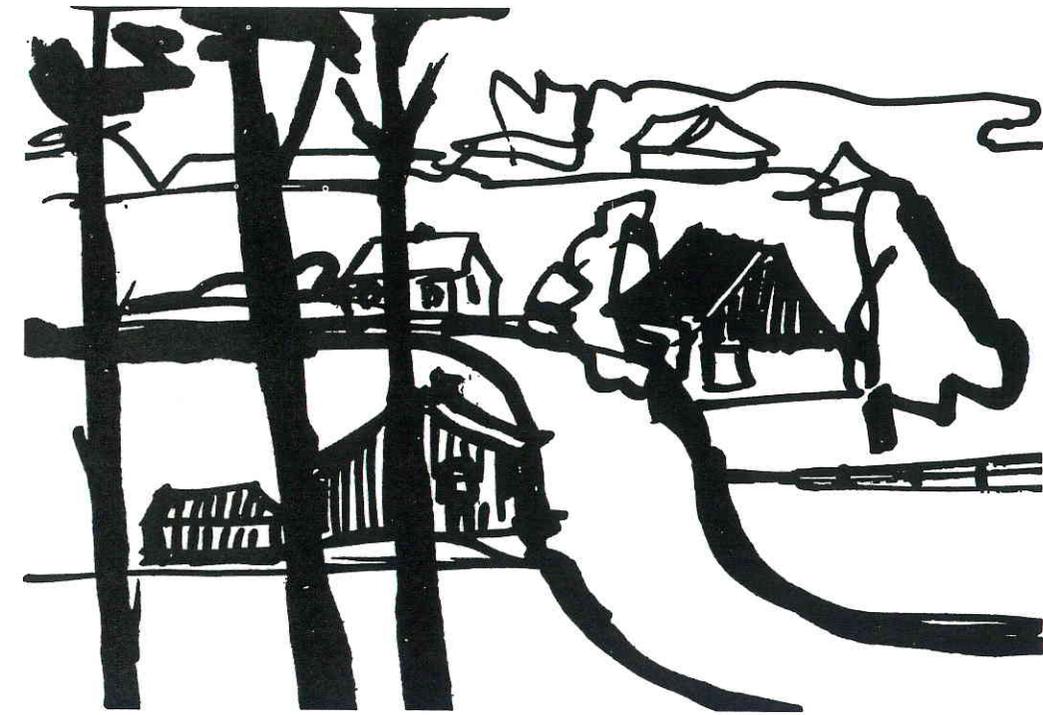
Nehrungsferien

Mein Vater war mit uns — meiner Mutter und mir — Anfang der dreißiger Jahre nach Kahlberg auf die Frische Nehrung gefahren. Wir waren dort zu Besuch bei einer sehr lieben Elbinger Freundin, wohnten in Liep im gleichen Haus wie sie; ein Stückchen weiter war meine Tante mit ihren drei Töchtern einquartiert; für einige Tage tauchte auch der Bruder meines Vaters mit Frau und Sohn auf — zuletzt sogar, kam noch meine Großmutter zum ich weiß nicht wievielten Mal, jedenfalls aber wohl zum letzten Male ihres Lebens nach Kahlberg.

Wenn ich heute Schilderungen höre oder lese, wie es in den ost- und westpreussischen Badeorten um die Jahrhundertwende zugeing, wenn die ganze große Familie und Verwandtschaft fröhlich zusammenlebte, dann steht mir immer Kahlberg vor Augen, wie wir es damals erlebten.

Soviel ich mich erinnere, schien in jenen Wochen immer nur eine strahlend helle heiße Sonne — daß es einmal geregnet hätte, weiß ich nicht. Es war Sommer, licht und heiß, auf dem Weg zum Strand sogar unbarmherzig heiß, scheint mir. Wir schlichen etwas unlustig den weiten Weg zum Strand, nur ungern auf unsere Füße achtend, um nicht aus Versehen in einen Wanderzug der Prozessionsraupen zu treten — nicht aus geradezu indischer Rücksichtnahme auf alles Leben, als vielmehr wegen der bösen Folgen, die später die lose herumfliegenden Haare der toten Tiere über uns oder andere bringen konnten. Mittags zogen wir, meine älteste Kusine und ich, meistens zu zweit mit Hängematten in den Wald, nachdem ich meistens, teils aus Freude daran, teils um meine Eltern in ihrem Mittagsschlaf nicht zu stören, kurzerhand aus meinem Fenster gestiegen war. Über uns rauschten die Kiefern und verbreiteten den wunderbar herben sommerlichen Harzgeruch heißer Tage: wir lagen, sahen in das dünne Baumgrün über uns und das tiefe Himmelsblau darüber und malten uns die Zukunft aus — einschließlich der Zahl und Namen unserer künftigen Kinder . . .

Eines Tages, mitten in dieser Sommerfaulheit, hielt mein Vater mir eine Handvoll loser bedruckter Blätter hin: „Da — das kannst du mal lesen! Wenn du Druckfehler findest, sagst du es mir.“ Hm — ein bißchen war ich ja stolz, daß ich ihm „helfen“ durfte: auf der anderen Seite schmeckte das, was ich da zu lesen bekam, doch etwas zu sehr nach der fast vergessenen Schule: Nibelungen- und Gudrunlied und derartige Dinge gehörten nun einmal für mich zu den Nachtseiten des Lebens. Wenige Monate später war ich natürlich doch weit mehr stolz, daß ich auf diese Weise die erste der drei oder vier großen Literaturgeschichten meines Vaters, die „Dichtung der Deutschen“ durch meine „Mitarbeit gefördert“ hatte. Während der kurzen Zeit, da unsere Familie zwar nicht vollzählig aber immerhin leidlich zahlreich anwesend war, gab es eines Tages ein großes Schmandwaffelessen im „Schwarzen Walfisch“, dem Gasthaus an der Haffseite. Wie viele Schüsseln dieses köstlichen Gebäcks aufgetragen wurden, geleert und wieder neu gefüllt, weiß ich nicht mehr, ebenso wenig wie die Zahl, die wir fünf Jüngeren verspeisten oder gar die acht Erwachsenen. Nur die eine, allerallerletzte Waffel sehe ich heute noch vor mir auf der Schüssel liegen; fast sichtbar vollzog sich bei uns allen der gleiche Widerstreit zwischen unserer ach so guten Erziehung und dem Appetit auch auf diesen letzten Leckerbissen . . . Aber ehe dieser Kampf noch in dem einen oder der anderen von uns entschieden werden konnte,



Dorfstraße in Liep / Frische Nehrung

verschwand das Objekt bereits von der Schüssel und landete auf dem Teller — meiner Großmutter.

Was ist von all diesen Dingen geblieben — außer den Erinnerungen, die heute beinahe etwas von der Unwirklichkeit des „Es war einmal . . .“ haben? Geblieben sind eine Handvoll Aquarelle meiner Mutter, die etwas von dem Leuchten jener Tage eingefangen haben und heute noch zurückstrahlen — und noch ein Häufchen Photographien als Gedächtnisstütze, mehr nicht. Ihnen fehlt das Leuchten, die Bewegung, die in einem gemalten Bild zu schweben scheint — aber sie erweitern das Land der Erinnerung um ein paar Spannen. Man sieht einige oder viele von uns am Strand, erkennt „unser“ Haus; wir sitzen beim Mittagessen im Garten (und wieviel an Schicksalen dieser Jahre steigt mit empor, wenn man die Gesichter betrachtet!) — nur eines der kleinen Bilder hat eine merkwürdige Spur von Wirklichkeit eingefangen, fast möchte man es sogar als prophetisch bezeichnen.

Mein Vater hat es in jenem schönen Sommer selbst aufgenommen, bei der Abfahrt, schon vom Dampfer aus. Man sieht das Wasser, das uns bereits von der geliebten Elbinger Gastfreundin trennt, die uns nachwinkt — und neben ihr stehen, scheinbar untröstlich in ihre ostentativ geschwungenen Taschentücher „schluchzend“ meine zwei kleinen Kusinen. Das war der Abschied, unser Abschied — nicht nur von Kahlberg, sondern auch von viel mehr an Schönem und Beglückendem, als wir damals ahnten, im Grunde sogar tatsächlich von einem Paradies . . .

ABSCHIED VON DER SEE

Nimm aus der Flut
selbst der Wellen Krone,
leichtthin zerschmilzt,
was sich schäumend schenkte.

Aber was bleibt,
in dem Schmelz verzaubert,
ist eine Flut
von geschenktem Leben . . .

Annemarie in der Au

BERNHARD HEISTER

Sonnenwende auf der Frischen Nehrung

Sommer war es in der alten Ordensstadt am Elbingfluß. Klaus und Dieter stürmten aus der Schule nach Hause. Kein Menschaufbruch, kein Verkehrsunfall konnte sie heute aufhalten. Es war Sonnabend und Sonnenwende, und es sollte mit der Gruppe auf die Frische Nehrung gehen. Schnell „verdrückten“ sie das Mittagessen, zogen die „Kluft“ an und nahmen den schon am Abend vorher gepackten „Affen“ auf den Rücken.

An der Leegen Brücke warteten die anderen Jungen, und gleich ging es über den Laufsteg auf die gute alte „Flora“, den Dampfer, der sie alle nach Kahlberg bringen sollte. Die Dampfersirene heulte zum dritten Male. Das Echo brach sich an den alten Häusern der Hansestadt und weckte in den Herzen der Jungen Fernweh nach weiter See und fremden Ländern. Zwei, drei Matrosen zogen den Laufsteg ein und warfen die Taue los. Die Maschinen begannen zu stampfen, und langsam schob sich das Schiff vom Ufer fort in den Fluß und nahm seine Fahrt auf.

Am Bug wehte der Wimpel der Gruppe. Im Schatten der Reling lagen die „Affen“ sauber aufgeschichtet. Dieter und Klaus standen zuerst noch mit ihren Freunden umher und ließen die Hellinge der Schichau-Werft an sich vorübergleiten. Die Stadt blieb zurück, und das weite Land tat sich zu beiden Seiten des Flusses auf. Da erklangen Lieder, und die Vorfremde auf die geliebte Nehrung, auf Wasser, Sonne und Sand, auf die Sonnenwende ließ die Herzen höher schlagen.

An der Elbing-Mündung grüßten die ersten Möwen das Schiff und begleiteten es über das Haff. Rechte Sommervögel waren die Möwen jetzt im hellen Sonnenschein, anders als im Spätherbst und Winter, wenn Sturm und Regen, Kälte und Schnee und Eis sie bis in die Stadt vertrieben, wo sie zwischen den Brücken ihr Spiel trieben.

Die Maschinen arbeiteten nur noch mit halber Kraft, dann standen sie still. Die Schiffsschraube drehte sich nicht mehr. Von der Zedler-Mole in Kahlberg schoben ein paar Männer den Laufsteg heran, und im Gänsemarsch, einer hinter dem anderen, verließ unsere Gruppe das Schiff. An kleinen Fischerhäusern, an Hotels, und Ferienheimen vorbei ging es durch den hübschen Ort. Nun ja, in der Molkerei Schroeter an der Bellevue-Straße zu sitzen und Yoghurt zu löffeln, war auch ganz schön, aber viel mehr zog es hinaus in die Einsamkeit des Strandes. Hinter Schmergrube in der Vordüne bauten die Jungen ihr Zelt, daß sie den

Atem der See selbst in der Nacht im Schlaf spürten. Der Förster in Schmergrube kannte sie gut, und mit seinem Einverständnis durften sie in der Schonung, die ohnedies gelichtet werden mußte, Kiefern fällen, soviel sie wollten. Sie wußten, daß sie nur die trockensten und in der Entwicklung zurückgebliebenen nehmen durften. 15 bis 20 Kiefern häuften sich. Als die Jungen die Bäume auf ihren Rücken zum Strande hinuntertrugen, sah es aus, als ob ein Wäldchen über die Düne wanderte. Unten am Strande errichteten sie einen gewaltigen Holzstoß für das Sonnenwendfeuer.

Nach aller Arbeit ging es dann aber endlich zum Baden in die See. Fern am Horizont wehten Rauchfahnen. Dort zogen Dampfer ihre Bahn nach Riga und Reval, zur Insel Gotland und nach Finnland, dem Land der tausend Seen. Die Gedanken wanderten: „Dort weit hinter dem Horizont liegt Schweden. Die Wellen derselben Ostsee, in der wir hier schwimmen, toben und lachen, bespülen die Ufer Schwedens, des fernen Landes der Sehnsucht, erhofftem Fahrtenziel.“

Mit dem Abenddampfer sind inzwischen die Nachzügler, die „Berufler“ der Gruppe, eingetroffen. Nun sitzen alle in den Dünen hinter dem Zelt, trinken Tee und lassen es sich schmecken.

Dann findet sich der Kreis zum Thing, zur feierlichen Beratung. Es wird nicht dunkel in der Mittsommernacht. Als nach dem Thing alle schweigend über die Düne zum Holzstoß am Strande ziehen, liegt im Westen über der See, dort, wo die Sonne unterging, noch immer ein schwacher Glanz, obwohl es bald Mitternacht ist.

Einer entzündet die Fackel, und ihr Träger stößt sie tief hinein in den Holzstoß, aus dem die Flammen gen Himmel schlagen. Das Sonnenwendlied „Flamme empor“ klingt in die Nacht, und wie ein Perlenkranz leuchten andere Sonnenwendfeuer rund um die Danziger Bucht, von Pillau bis Zoppot und bis zur Halbinsel Hela. Der „Chef“ spricht zu seinen Jungen von der Liebe zur Heimat, von heißem Wollen und Bemühen. Er schließt mit den Worten aus dem Buch „Gruppe Bosemüller“ von Werner Beumelburg: „... Aber statt dessen ist mir ein Neues aufgegangen, ein hundertmal Größeres, ein Ungeahntes. Das seid Ihr, Du und Bosemüller und Schwarzkopf und die anderen. Und vielleicht, wenn ich es recht bedenke, sind wir so auf dem Weg zum Vaterland. Vielleicht ist die Kameradschaft nur der kleine, sichtbare, für uns faßbare Teil des Ganzen. Denn, so sage ich mir, wie es bei uns ist, so ist es gewiß auch bei den anderen, beim ganzen Heer, wir können es bloß nicht sehen. Später, aber, wenn wir zurückkommen, so werden wir einander gewiß sehen, und dann wird aus den vielen kleinen Kreisen der große Kreis, der das Ganze umfaßt. So ist es wohl, wir müssen von vorn anfangen, vom kleinen Kreis, von Mensch zu Mensch, damit wir nachher das Ganze begreifen können, den großen Kreis. Und das war früher unser Fehler, daß wir den großen Kreis begreifen wollten, ohne den kleinen zu kennen... — Jetzt hat uns das Schicksal eine grausame Lehre gegeben. Wen es aber hindurchkommen läßt, der hat bestanden...“

Schon springen die ersten Jungen über das herabgebrannte, zusammengefallene Feuer, zuerst einzeln, dann zu zweit. Der Kreis wird geschlossen zum letzten Lied: „Kein schöner Land in dieser Zeit als hier das unsere weit und breit.“

Nebenstehend: Wanderdüne bei Narmeln auf der Frischen Nehrung

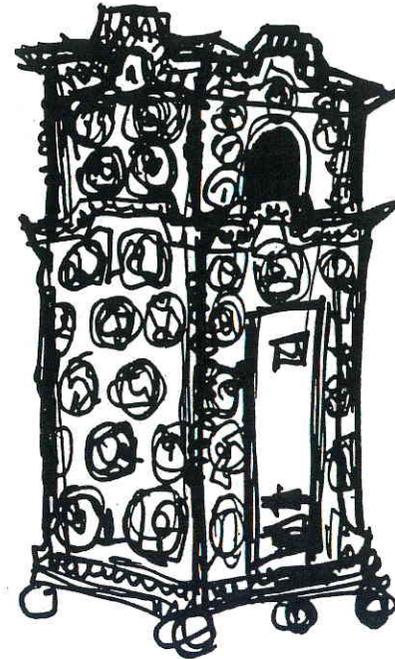


Schweigend zieht die Gruppe hinauf zum Zelt. Nur Klaus und Dieter, die Unzertrennlichen, bleiben als Feuerwache zurück. Ruhig hebt und senkt sich die See. Im Osten dämmt bald ein neuer Tag, ein neuer Tag voller Lachen und Spielen. Der Ball wird fliegen, der Speer und der Bumerang. Die See wird locken, immer wieder hinauszuschwimmen. Die Sonne wird alle bräunen in dieser hohen Zeit des Jahres, bevor sie am Abend müde heimfahren in ihre alte Stadt am Fluß.

SCHLAFENDE DUNE

Die Wellen plätschern an den Strand
Und legen sich zur Ruh.
Wir stapfen schweigend durch den Sand
dem stillen Dorfe zu.
Die Nacht ist schwarz und nebeldicht,
der Himmel grau verhängt,
Nur schwach ein mattes Sternenlicht
durch schwarze Wolken drängt.
Und aus der Dunkelheit hervor
Sich hoch die Düne hebt
Und wächst und wird und steilt empor
Und ist, als ob sie lebt.
Und ist, als ob sie atmet tief
und atmet wie im Traum.
Ein Zittern ihren Leib durchlief
Und flutet durch den Raum.
Sie wächst und wird und steilt empor
Und ist, als ob sie lebt,
da sie aus Dunkelheit hervor
Sich fremd und seltsam hebt.
Die Nacht steht dunkel überm Strand,
die Wellen gehn zur Ruh,
Wir stapfen durch der Düne Sand
dem stillen Dorfe zu.

Heinrich Eichen



Alter Ofen in Cadinen am Frischen Haff,
früher im Gasthaus Gottschalk, heute im
ehemals Kaiserlichen Schloß

KATE STELLMACHER

Kahlberger Winterbrief

Das war eine Fahrt über das feste Haff, wie vielleicht nur wenige sie gemacht haben.

Über die spiegelglatte Fläche eine leise aufgewirbelte Decke von frischem Schnee. Ein einsames Schlittengeleise, die leichte Spur eines Segelschlittens, sonst alles unberührt; die weite, weite Welt in stiller Klarheit.

Fern an den Ufern standen die Höhen, wie helldunkles Gebinde. Die Wälder in schwärzlichem Grün, die Felder verschneit; und unten ein graubraun-samtener Streifen: das wehende Rohr.

Links von Tolkemit erhoben sich unsere beiden Geheimräte — die Pappeln — noch ein wenig schlanker und steifer als zur Sommerzeit. Das Erlenwäldchen lag still, wie in Kreide gezeichnet.

Alle bunten Farben sind ausgelöscht im Uferkranz. Nur schwarz und dunkelgrün, bläulicher Schimmer und braun und weiß.

Doch welch ein Leben in Licht und Schatten! Wie die Fülle in einer Klingerschen Radierung.

Im Hafen die Schiffe, Mast an Mast, Kiel neben Kiel; scharf in den Vordergrund gezeichnet. Dunkles Riesenspielzeug vor den weißen Hügeln . . .

Nun sind wir am Land. Nein, dicht davor erst — an der Mole.

Und noch gilt es, eine Spalte — einen Riß im Eise — zu „nehmen.“

Es ist durchaus nicht schlimm.

Man freut sich, noch ein wenig zu verweilen. Die Luft am südlichen Haffrande weht weicher, milder, um ein paar Grade stets, als die am nördlichen, dem Kahlberger. Denn dort — am Kahlberger Rande — hindert die Düne das Vordringen der lauen Meeresluft von Norden. Dagegen hat der kalte Landwind, der im Winter von Süden am schärfsten über die Eisfläche streicht, freies Spiel bis zur Nehrung. Hier — in Tolkemit — schützt der Höhenzug; und über den Nehrungsstreifen hinweg kommt von Norden die eigenartig milde Welle des Meeresatemens bis zum Fuß der baltischen Hügel.

Unser Führer — Freund Petermann aus Tolkemit — war vom Schlitten gestiegen. Natürlich mit seinem vielbedeutenden Werkzeug: einer blanken Axt. Die wird hier zu mancherlei gebraucht, wovon eine Axt sich sonst nichts träumen läßt, glaube ich. Sie kann zum Beispiel als Hemmschuh dienen, wenn solcher vergessen ist, und wenn sie auf bestimmte, gewitzigte Weise am Vorderrad befestigt wird. Wir haben es erlebt. Nicht diesmal. Ein anderes Mal, als kein Krümchen Schnee auf der blanken Fläche lag, die schon leise unter Tauwetter knackte, und das Pferd mit dem Schlitten unfreiwillige Tänze aufführen wollte, vom Westwind herumgedreht wie eine Watteflocke beim „Pusten“. Nachher mit dem Axt-Hemmschuh ging es gut.

Jetzt beklopfte der Petermann das Eis über dem Riß und rund herum mit Sorgfalt und Sachverständnis. Man kann sich auf ihn verlassen. Wenn er „überfährt“ und sich über die Spalte wagt — er und sein Pferd, das ebenso verständnisvolle Eis-Pferd — dann kann man sicher mit ihnen fahren und mit ihnen es wagen. Dann geschieht uns allen nichts. Eine eigene Sache bleibt es mit den Segelgeschlitten — seiner Konkurrenz. Wundervoll ist es, mit ihnen zu fliegen; und treffen kann man eine prachtvolle Zehnminutenüberfahrt wie einen Hauptgewinn in der Lotterie. Auch ist die Leitung der Nehrungsleute so sicher wie im Sommer beim Segeln. Aber der Wind und der Schnee und die Eisbarrikaden spielen mit; spielen wie sie wollen. Es bleibt immer ein Zufallssport, wenn auch ein frischer und prächtiger.

Aber wer Gewißheit braucht und zerbrechliches Gepäck hat, muß mit dem Petermann fahren.

Wir kamen mit Glanz über die Spalte. Am Bahnhof von Tolkemit brennt das Feuer im Ofen den ganzen Tag. Es ist so gemütlich im Gastzimmer, daß man rechte Freude an der Wartezeit hat.

Und dann kommt die Bahn. Unsere gute, solide, vernünftige Haffuferbahn. Wirklich, ich muß ihr einmal ein Loblied singen; es liegt mir lange im Sinn. Wer sie kennt, wird mich verstehen; wortlos; lächelnd; kopfnickend.

Aus der Weltverlorenheit waren wir gekommen. Nun begrüßte uns die „Kultur“ mit wehenden Fahnen. Schwarzweiß und schwarzweißbrot über der schneeweißen strahlenden Welt. So winkten sie uns aus allen Uferdörfern. Ein durch und durch strahlender Tag. Kaiserwetter. Der 27. Januar 1907 ein Wintersonntag und Kaiser-Geburtstag voll schimmernder Herrlichkeit.

Wir fliegen am Ufer entlang. In Cadinen hält das kaiserliche Fuhrwerk. Es hat den Landrat zur Bahn gebracht. Die Feier Sr. Majestät Festtag war wohl eben zu Ende. Unten die Wiese, auf der im Frühling der Storch tief, tief im Gras steht, ist natürlich überschwemmt und überfrozen. Auf dem Eis liegt hoher Schnee. Ein Junge und ein Mädchen schaufeln sich Wege, Fußpfade, Handschlittengeleise, eine zukünftige Schlittschuhbahn . . .

Ich rate Ihnen, die Küste entlangzufahren, an die befrorenen Scheiben zu hauchen und die verschneiten Dörfer zu betrachten. Die Häuser stehen traulicher als sonst auf der harten Erde. Klein und groß vom Menschenvolk hat mehr zu bedeuten in diesem Schweigen und Ruhen der Natur, als wenn sie selber spricht und treibt und blüht.

Dann hinaus — mit Segeln oder Pferden, je nach Ihrem und Petrus Belieben — hin über das Haff in die ferne weite Winterwelt! In der Stadt und vor den Toren wird man niemals einen Begriff bekommen von unberührtem Schnee, von wundervoller Weite, von den helldunklen Farbtönen eines Wintertages.

AGNES MIEGEL

Geliebtes Hügelland

Es sind nicht nur schöne und glückliche Erinnerungen an die alte Hansestadt selbst, die bei dem Namen „Elbing“ in mir aufwachen — es sind auch allerschönste an ihre gesegnete Haffküste! Damals als Fahrten noch nicht so bequem gemacht waren, wie heut', wo einen der Autobus so rasch zu einem ersehnten Ziele trägt, kann man kaum denken, wie mühsam weitere Ausflüge waren. Meine erste Fahrt nach Cadinen unternahm der Vater mit mir und einer Schulkameradin, als wir schon „groß“ waren, an einem sehr schönen Pfingsttag, — dem dritten Feiertag, wie er einst hieß. Wir standen im Morgengrauen auf und fuhren bis Braunsberg, stiegen in die kleine Haffuferbahn und fuhren bis Cadinen — und wanderten dann den ganzen Tag — der Schloßpark war noch nicht zu „besichtigen“ — durch die wunderbaren Wälder, wo die Birkenallee uns großen Eindruck machte, der Blick aufs Haff uns bezauberte, — und wo Lise und ich zum erstenmal mit Bewußtsein die Herrlichkeit frühlingegrüner Buchen in den „Heiligen Hallen“ erlebten!

Da wir in unserer Begeisterung immer weiter und weiter wanderten, so verpaßten wir den Weg nach Cadinen und fanden endlich ganz spät zu einer winzigen Station, deren Namen ich vergessen habe, wo wir auf einer kleinen Holzbank, verfroren in der taukalten Nacht, müder und verwelkter als unsere Blumenstraße einen, dank des Feiertages, dann doch heranschnaufenden Zug erwarteten, der uns bis Braunsberg trug, — von wo wir, schon wieder im Morgengrauen, zu der verängstigten Mutter heimkehrten, die ganz sicher war, daß wir entweder im Haff lagen oder in eine der „Schluchten“ gestürzt wären, — denn immer erzählten Glückliche, welche die Waldhügel dort kannten, von den Wäldern um Vogelsang wie von großen Gebirgswanderungen!

Es war Jahre später, daß ich wieder nach Cadinen kam, und es war ein unsäglich schöner Maitag, an dem ich dort im Schloßgarten zuerst die uns noch fast unbekannt, neuen, langstengligen eiförmigen Tulpen sah, — („Proserpina“ war's, die Wunderschöne!).

Die überwältigende Obstbaumblüte dieses Uferstreifens sah ich noch mehrmals, und dank autobesitzenden Nachbarn zuletzt so behaglich, wie es einem im Alter lieb wird! Und jedesmal aufs Neue fand ich sie, — sei es bei Cadinen, sie es vom Succaser Haffschloßchen, — viel schöner als irgendwo sonst, so hübsch auch die berühmte „Boombüte“ der Berliner in Werder ist, mit dem gelben Sand unter



Die Orangerie in Cadinen am Frischen Haff

den blühenden Kirschbäumen und dem blauen Wasser der märkischen Seen, und dem perlmutter-zarten Himmel darüber. Aber Werder ist mehr Volksfest als Poesie, — und selbst der Baumblüte in den Obstgegenden Süddeutschlands ist etwas davon eigen. Selbst die blühenden Obstgärten am Bodensee — die einzigen, die sich, besonders am deutschen Nordufer, mit der Baumblüte am Haff vergleichen lassen, — wirken neben dieser doch wie allzusehr „dem Fremdenverkehr erschlossen“, um es im Prospektstil zu sagen! Unserem Frühlingsblühen war ein Hauch von Unberührtheit eigen, eine paradiesische Frische, von dem merkwürdigen Goldgrün des östlichen Frühlings, von der überirdischen Klarheit unseres Frühlingshimmels, über den der kühle Ostwind strich, von dem silbern blitzenden Haff mit den dunklen Segeln, von den Kiefernwäldern der Frischen Nehrung und dem gleißenden Sand des Kamelrückens kam ein unvergeßliches Leuchten, — nie und nirgends blühten Kirschen und Birnen so weiß, die Kronen der Apfelbäume so rosig wie dort, golden durchstrahlt vom Abendsonnenschein!

Aber ganz und gar zum Paradies eines Kindheitstraumes wurde das geliebte Hügelland doch erst im Herbst! Von all den glücklichen Tagen, die ich dort verlebte, blieben mir zwei Oktobertage in Cadinen ganz besonders in dankbarer Erinnerung. Ich kam zur Einweihung der neuen Orgel (oder des neuen Gestühls?) der Kirche dorthin, — aber es war ein Irrtum. Doch konnte ich nicht zurück, der kleine Bimmelzug fuhr nicht alle Tage. Für mich, abgehetzt vom Beruf und nach schweren Jahren, war es ein rechtes Geschenk! Ich wurde in dem Gasthof aufs Allerfreundlichste aufgenommen und so gut verpflegt wie bei Verwandtenbesuch auf dem Lande! Ich konnte am Abend durch das hübsche Dorf wandern, ich hörte in der Kirche schönes Orgelspiel, ich freute mich an dunklen Hecken und grauem umgepflügtem Feld, an spätem Grillenlied und goldnem Herzenregen zwischen den weißen Stämmen der Chaussee und an der alten Eiche. Aber das Schönste war es, durch den stillen Schloßpark bergauf zu steigen nach dem Aussichtsblick, — so breit, so still, so golden lag er da, daß man ihn nur wie den im Park zu Peking „den Altar des Himmels“ nennen konnte, der sich so kristallen über dem Blättergold von lichtestem Gelb bis zu dunklem Bronzeton schimmernd, — darüber weitete.

Und wenn ich mich dann umwandte, — nun erst über das Haff blickte, — so stand auch da wie über einem goldnen Rahmen, selige Bläue des glänzenden Wassers unter der Himmelsbläue, leuchteten die Wälder, die Dünen drüben, — war alles ein einziger stummer herrlicher Lobgesang auf die Schönheit unserer Heimat, die Gott uns geschenkt hatte und die wir so kindlich ahnungslos genossen, ohne zu bedenken, daß auch Paradiese vergehn!

ELBING

Wenn hell der Tag durch deine Gassen schreitet,
dann stehn die alten Häuser tief im Traum,
und wie das Leben laut vorübergleitet,
sie spürens kaum.

Doch wenn den weichen Sternenschleier
darüberlegt die Nacht,
sind sie zu stiller Feier
erwacht
und fangen heimlich an, sich hochzurecken,
als wollten sie sich in den blassen blauen Himmel strecken.

Mit leisem Lächeln läßt der Mond sein Licht
auf Dächer und auf steile Giebel fließen,
daß sie sich wie mit Silber übergießen,
bis jäh ihr Glanz an Traufe und Gesims zerbricht.
In allen Fenstern geistert auf der Schein
und rieselt nieder an den Wänden:
der alte Beischlag, Stein um Stein,
er streichelt ihn mit zarten Händen . . .



Hoch von den Türmen ruft der Stundenschlag;
 mählich aus Dunkel und Dämmern steigt der Tag
 und dehnt sich weit
 über dem Schaffen der Zeit:
 Von Werkstatt und Werft die Hämmer klingen,
 Motoren dröhnende Lieder singen,
 der Rauch der Schloten zieht wirbelnde Bahn,
 im Flusse wiegt sich Kahn bei Kahn,
 schwer an Lasten,
 Wimpel wehen an knarrenden Masten . . .

O du Stadt voller Traum und Wirklichkeit!
 Wenn in deinen Gassen und Winkeln zur Nacht
 heimlicher Zauber wispert und wacht,
 wenn dich durchrüttelt das fordernde Heut:
 immer doch bist du unsere Stadt,
 die all ihre Kinder umfassen hat,
 in Lust und Schmerzen uns zärtlich liebt,
 die uns Sattsein und Hunger gibt
 und wie eine Mutter, lächelnd und gut,
 über all unserem Leben ruht!

Heinrich Eichen

HEINRICH EICHEN

Die Sage vom Tolkemiter Aal

Da saßen wir also im Gasthaus des kleinen Städtchens und waren eine Runde, wie sie in alten, gemütlichen Geschichten so häufig vorkommt: der Bürgermeister, der Schuldirektor, der Domherr vom benachbarten Frauenburg und der Erzähler. Über uns, im träge ziehenden Tabaksqualm, schwebte der Aal an der Kette, lang wie ein doppelter Ausziehtisch und dick wie ein Warmwasserheizungsrohr. Wir erinnerten uns voller Vergnügen seines seltsamen Lebenslaufes, während der rote Wein vor uns in den Gläsern einladend funkelte.

Wo er ursprünglich her stammte, — der Aal natürlich und nicht der Wein, — hat man niemals erforschen können. Eines Nachts war er gekommen, in einer furchtbaren Sturmnacht, als die Dächer der Häuser wie Strohhalme über die Stadt wirbelten und die guten Tolkemiter glaubten, die Welt ginge unter. Sie ging aber nicht unter, sondern lag am frühen Morgen wieder wie immer in aller Unschuld da. Die ersten Fischerkähne fuhren darauf wie gewöhnlich zum Fischfang hinaus. Doch kaum waren sie aufs offene Haff gekommen, als ein riesiges Untier auftauchte und auf sie zuhielt, mit heftigen Schwanzschlägen einzelne erreichte Boote umkippte und die ins Wasser stürzende Besatzung mit Haut und Haar verschlang. Entsetzt flohen die andern mit ihren Kähnen zum Hafen zurück.

Das gab nun ein großes Klagen und Jammern in der Stadt, und niemand wagte sich mehr zum Fischfang hinaus. Da tauchte das Ungeheuer sogar im Hafen auf und brüllte vor Hunger; denn wie soll solch riesiger Aal allein auch genügend zu fressen finden? Der weise Rat der Stadtväter trat mit den Fischern zur Beratung zusammen, und gemeinsam und einmütig beschlossen sie, das Untier zu füttern. Das geschah dann auch mit Kadavern, die eigentlich auf den Schindanger gehörten, mit krepiereten Pferden, Schweinen und Kühen, und so lange das Ungeheuer gesättigt war, lag es friedlich im Grundschlamm des Haffes und schlief, so daß der Fischfang unbehelligt wie früher möglich war. Aber das Biest war nur schwer satt zu kriegen, so daß mit der Zeit das anfallende Aas gar nicht ausreichte und mehr und mehr wertvolles Vieh geopfert werden mußte. Denn wehe dem Fischer, der sich aufs Wasser wagte, wenn das Tier hungrig war; er wurde verschlungen samt Stiefeln und Olzeug, so daß kein Krümel mehr von ihm übrig blieb. Als es nun allmählich soweit war, daß über die Tolkemiter Hungersnot kam, weil ihnen das Untier alles fortfraß, hatte ein Bauer einen Einfall, den er dem hochweisen Rat unterbreitete und der aus der Zwangslage heraus auch angenommen wurde. In Tolkemit wurde damals viel Bier gebraut, und mehrere Fässer davon wurden zum Hafen gekollert und dem Aal angeboten. Der soff das kostbare Naß, das so ganz anders schmeckte als das zuweilen doch brackige Haffwasser, mit großem Behagen. Natürlich war er danach besoffen und schlief auch gleich ein. Die einen sagen sogar, er wäre daran gestorben. Eine andere Überlieferung aber sagt, dem Ungeheuer hätte das Bier so gut gemundet, daß es in der Folge nicht genug davon kriegen konnte, und wie es die Tolkemiter zuerst arm gefressen hatte, sie nun auch noch arm soff. Sie wären darob ganz verzweifelt gewesen, bis eines Tages ein junger Schmiedegeselle sich ein Herz gefaßt und das Biest, während es seinen Rausch ausschließ, mit dem Schmiedehammer erschlagen hätte. Auf jeden Fall war es zur Freude der ganzen Einwohner tot. Es wurde mit Ketten an Land gehievt und war zwanzig Meter lang

bei einem Umfang von einem Meter. Im Triumph wurde ihm das Fell über die Ohren gezogen, wie man so sagt, und das Fleisch konnte nehmen, wer Lust dazu hatte. Doch auch der ärmste und hungrigste Tolkemiter wollte davon nichts haben, und so wurde der Aal großmütig nach Elbing verschenkt. Das war damals nur eine kleine Ortschaft mit armer und hungriger Bevölkerung und nahm die milde Gabe recht dankbar an. Später wurde es bekanntlich eine sehr große Stadt, die ein wenig von oben herab auf das kleine Nest Tolkemit sah. Und es ist nun nicht klar, ob die Elbinger die Geschichte von dem am schlechten Bier krepierenden Aal erfanden, um den Tolkemitern eins auszuwischen, oder ob die Tolkemiter die Sache mit dem verschenkten Aal geflunkert haben, um die Elbinger zu ärgern. Der Aal auf jeden Fall war wirklich tot und wurde ausgestopft, wonach er lange am Hafen in Wind und Wetter zur allgemeinen Ansicht angekettet lag. Später, als er im Laufe der Zeit schon ziemlich zusammengeschrumpft war, hing man ihn mit den Ketten an die verräucherte Gasthausdecke, und ein stattliches Biest, das kann mal wohl sagen, war er auch da noch.
Ja, seht, das sind so Geschichten aus alten Zeiten.

Tolkemiter Töpfer an der Drehscheibe



Tolkemit, Alte Giebelhäuser

KLEINE STADT AM HAFF (Tolkemit)

Alle Gassen humpeln zum Hafen,
krumm, winklig und schief.
Die buckligen Häuschen schlafen
noch nicht, doch ein Gähnen lief
schon müde von ihren sich lautlos schließenden Türen.

Das Wasser gluckst gegen Planken,
wie es von je getan.
Die Lichter des Tages sanken,
Kahn ruht an Kahn.
Die Masten knarren ganz leise,
sie spüren
das Nahen der Nacht.
Und der Mond beginnt seine Reise.

Bald schlummert die Stadt. Alle Lampen gehn aus,
nur aus der Kneipe „Zum Dorsch“ fällt ein Schein noch heraus,
Gelächter, Gefluch und manchmal wohl auch eine Weise
der sehnsuchtsvoll süßen Harmonika . . .

Doch die Nacht ist nun da.
Am Hafen brennt einsam eine Laterne,
und droben am Himmel halten die Sterne
funkelnd die ewig befohlene Wacht.

Heinrich Eichen

Nikolaus Copernicus

Die Elbinger sind Nikolaus Copernicus zu seinen Lebzeiten keineswegs sehr wohl gesonnen gewesen. Das kam daher, daß Copernicus als Domherr von Frauenburg Berater und Helfer des ermländischen Bischofs Moritz Ferber bei der von ihnen gehaßten preußischen Münzreform der Jahre 1528—1530 gewesen war. Das Fastnachtsspiel des Jahres 1531 — Fastnachtsspiele waren damals in Elbing seit mindestens hundert Jahren üblich — gab Gelegenheit, sich zu „rächen“.

Die Jugend von Elbing spielte eine „Comödia von einem Morianischen Bischof und Verachtung der Kardinäl“. Als Bischof trat der Heilige Mauritius, ein Mohr, auf, aber er sollte natürlich den Bischof Moritz darstellen. Copernicus wurde in dem Spiel als „der Sterngucker“ aufs Korn genommen. Die Andeutungen waren wohl sehr eindeutig, denn der Bischof forderte von dem Elbinger Bürgermeister die Bestrafung der Spieler. Der Bürgermeister erklärte, dem Bischof solle sein Recht werden, aber bei dieser Erklärung scheint es geblieben zu sein. Von einer Bestrafung ist jedenfalls nichts bekanntgeworden oder zumindest nichts mehr bekannt.

Das ist nun lange her. Als wir Jungen waren, stiegen wir in Frauenburg am Frischen Haff von dem kleinen Hafen mit seinen Segelschiffen zum Dom hinauf, der wie eine Burg Gottes das Städtchen zu seinen Füßen überragte. Ein Kranz wehrhafter Mauern und Türme umgab die Domkirche. Innerhalb dieses Mauerringes hat Nikolaus Copernicus den nordwestlichen Eckturm bewohnt, der ihm auch für seine Himmelsbeobachtungen gedient hat.

Wir standen dann in einem Stübchen mit einer bescheidenen Einrichtung, von der mir zwei Dinge in Erinnerung geblieben sind: eine Sanduhr, die lautlos rieselnde, zugleich abströmende und unten sich wieder anreichernde Zeit, Symbol eines Zeitalters und Zeitbewußtseins, das mit Copernicus ein Ende gefunden hat. Daneben: ein sogenannter Dreistab (*instrumentum parallacticum*), ein drei Meter hoher aus ein paar Latten gefertigter Ständer. An seinem Kopf trug er wie ein Zirkel einen durch ein Scharnier beweglichen Arm. Die beiden Seitenstäbe waren durch eine Querlatte verbunden, die mit Tintenstrichen in 1414 gleiche Teile eingeteilt war. Ein gleicher von ihm selbst angefertigter Dreistab ist des Astronomen Copernicus wichtigstes Instrument gewesen, mit dem er die Polhöhe der Sterne gemessen hat. Nur wenige einfache Instrumente standen ihm außerdem zur Verfügung. Fernrohr und Meridianinstrument kannte er noch nicht.

Am 9. Februar 1473 wurde Nikolaus Copernicus, aus deutschen Bürgergeschlechtern stammend, in Thorn geboren. Wir Heutigen staunen über die Universalität dieses Mannes, der ein guter Arzt, ein leitender Verwaltungsbeamter, ein getreuer Domherr, ein bedeutender Wirtschaftspolitiker und ein anerkannter Geograph war. Vor allem aber war er der große Meister des Raumes, der größte, den die Welt je gesehen. Er hob das ptolomäische Weltbild aus den Angeln. Sein Denkmal vor dem Rathaus in Thorn trägt die stolze Inschrift: „Terrae motor, solis caelique stator“ (Die Erde setzte er in Bewegung, Sonne und Himmel brachte er zum Stehen). Copernicus bedeutet eine Revolution im Erkennen der Dinge. Nicht mehr galt ohne weiteres die durch die menschlichen Sinne gewonnene

Erfahrung. Sie bedurfte einer tief eindringenden Nachprüfung. Die Erde schien stillzustehen und bewegte sich doch!

In Frauenburg hat Copernicus sein Hauptwerk geschrieben, das er immer wieder überprüfte und mit den Beobachtungen aller Zeiten verglich und oft geändert und verbessert hat. Bei allem strebte er nach der Harmonie, wie er selbst gesagt hat: „Soll das Weltgebäude ein Riß sein, wo Hand, Fuß, Auge, Haupt, Herz, alle Glieder zwar einzeln, jedes für sich genommen, schön und hold sind, alle zusammengesetzt aber ein Ungeheuer, kein Ganzes, kein Körper? Wer zeichnet, welcher Baumeister entwirft so? Und Gott unter Sonn' und Erden soll also entworfen haben?“

Erst viele Jahre nach der Fertigstellung seines Werkes hat Copernicus es auf Drängen seiner Freunde veröffentlicht. Es heißt: „De revolutionibus orbium coelestium“ (Über die Kreisbewegungen der Himmelsbahnen) und erschien 1543 in Nürnberg. Am 24. Mai 1543 starb Nikolaus Copernicus im Alter von 70 Jahren. Das erste gedruckte Exemplar seines Werkes kam wenige Stunden vor seinem Tode an. Er hat es gesehen, aber nicht mehr lesen können. Im rechten Seitenschiff des Frauenburger Domes fand der große Sohn Westpreußens seine letzte Ruhestätte. Tycho Brahe nannte ihn einen Himmelsstürmer, und Herder hieß ihn den Himmelsordner.

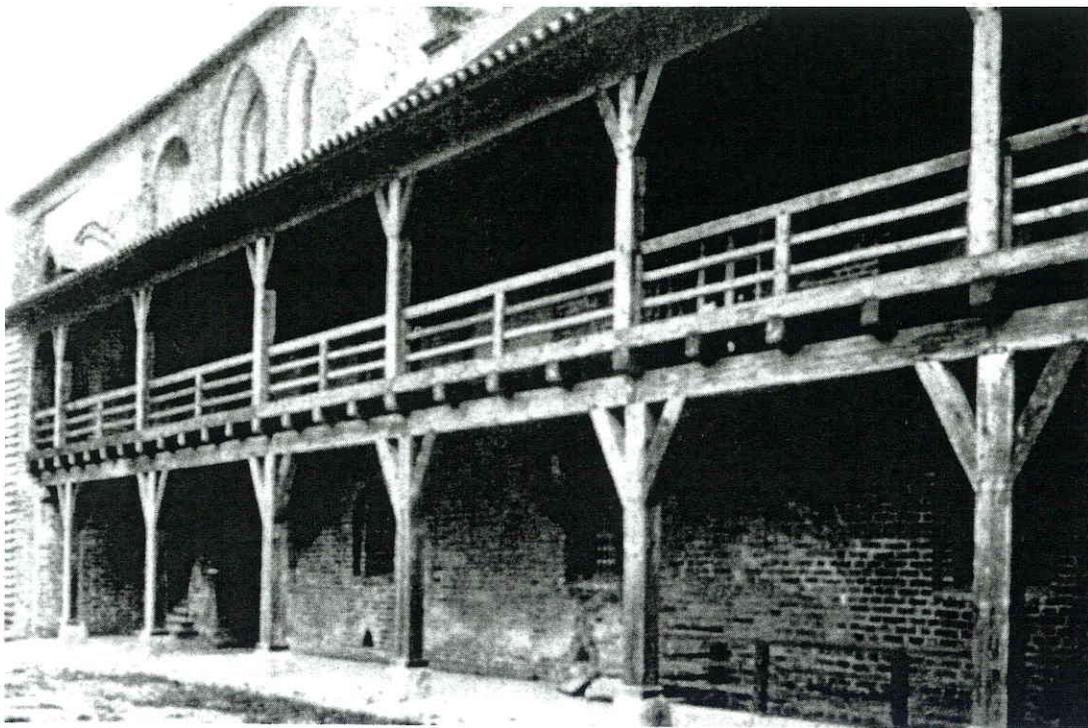
HEINRICH VON PLAUE

Lochstädt 1429

Grau und schlaff
Dehnt sich das Haff.
An der Straße von Bischofshausen
Müssen noch Linden in Blüte stehn:
Ich spüre den Duft im wandernden Wehn
Und höre heimlich wie Bienenbrausen
Das sachte Rauschen der brandenden See.

Nie rastendes Weh,
Immer wogendes Leid, dessen salzige Fluten
Bis zur Seele mir gingen, nun lege auch du,
Wie das Meer da draußen, dich endlich zur Ruh.
Mit diesem Sommer wirst du verbluten
Herz, das nie gelernt zu entsagen.

Durch das Hoftor schwanken die Erntewagen,
Die Ochsen schnauben, die Räder knarren.
In dem fliegenden Staub goldendurchsonnt,
Seh ich mich selber mit sieben Jahren,
Seh ich die Brüder, langlockig und blond
Und durch den Frieden des stillen Altans
Klingt die zittrige Stimme des Schloßkaplans:
„Etliches aber trug hundertfältig.“



Ordensburg Lochstädt, Hofseite

Ich habe so lange nicht mehr geweint, —
 Ich hatte gemeint
 Meine Augen versiegten seit jener Nacht
 Da mir der Bote die Kunde gebracht
 Daß in Tannenbergs qualmenden Mooren
 Rudaus Ruhm für immer verloren.

Wie sie dich schmähten, Jungingen!
 So wanderte später, vom Haß bespien
 Landflüchtig wie Kain, gehaßt wie die Sünde
 Mein Name von Thorn bis Dünamünde.
 Doch der für dich seine Lanze brach,
 Der Tod, — wich immer von meiner Schmach!

Ich hatte dich einst so schnell vergessen, —
 Nun denke ich oft der alten Zeit:
 Wir wurden zusammen zum Ritter geweiht.
 Durch die Schöne Pforte schritten wir,
 Zart und schlank gingst du neben mir,
 Deine Hand war weiß wie die Hand einer Frau,
 Meine Hände waren haarig und rau —
 Und den Starken zermalmte die gleiche Bürde!

Am Morgen danach wir ritten zur Jagd,
 Du löstest dem Falken die grüne Kappe
 Und spornstest den Hengst und gabst nicht acht,
 Da griff ich die Zügel, — hoch bäumte dein Rappe
 Und ich rief und war heiser vor blindem Zorn:
 „Bruder Ulrich, dein Hengst zerstampft das Korn!“ —
 — Groß sahst du mich an. Dann hast du gelacht.

Was war euch Andern die Mark im Norden?
 Ein Forst zum Jagen, ein Platz zum Turnei!
 Eure Ehrsucht stillte der Deutsche Orden,
 Eure adlige Armut machte er frei.
 Ich aber, der still hier oben verderbe,
 Ich kam in dies Land wie in mein Erbe,
 Jeden Fußbreit Boden hab ich geliebt.

Vor fünfzig Jahren blond und jung,
 Durch den Mittagsdunst der Niederung
 Auf die Hochburg bin ich zugeritten.
 Aus gläsernen Steinen, buntgeschnitten,
 Blinkte das Bild Unsrer Lieben Frauen.
 Und ich fror in der Glut, geschüttelt von Grauen, —
 Ich, der nie das Fürchten gekannt!

Und gluh und starr und unverwandt
 Viele Nächte der Freiheit und alle der Haft,
 Spürt ich des Bildes dunkle Augen
 Rastlos das Mark meines Lebens saugen.
 Und ich sprach, von Grauen und Qual erschläfft:
 „Die Schwüre, widerwillig gesprochen,
 Hundertmal hat sie mein Herz gebrochen,
 Um dieses Land, für das ich stritt.“
 Und das Spukbild lächelte, wenn ich litt.

Jetzt kam es lange nicht mehr.
 Mein Schlaf ward traumlos, tief und schwer,
 Wie der Schlaf sehr alter Leute.
 Doch seltsam, heute
 Zog es wieder über mein Weh
 Wie wandernde Wolken über die See.

Ich will hinab nach dem Hof zu sehn.
 Daß ich so frei darf gehn,
 Ist mir noch immer wie ein Traum.
 Früher merkte ich's kaum
 Wenn ich Stunden und Stunden im Sattel gesessen.
 Ich glaube ich habe das Reiten vergessen!
 Meine Füße sind schwer, die Stiege ist steil,
 Es dauert eine gut Weil
 Bis die Hand den Riegel zurückgeschoben.

Heiß und schwül war es droben,
 Hier im Hof ist es kühl und abendstill.
 Aus den Ställen kommt der Kühe Gebrüll.
 Wie Gold ist die Luft.
 Purpurn im Abendduft,
 Über dem flutenden Tief
 Ragt die Feste.
 Die immer leiser rief
 Die See, schläft ein.
 Der Abend allein
 Ist das Beste —

Agnes Miegel

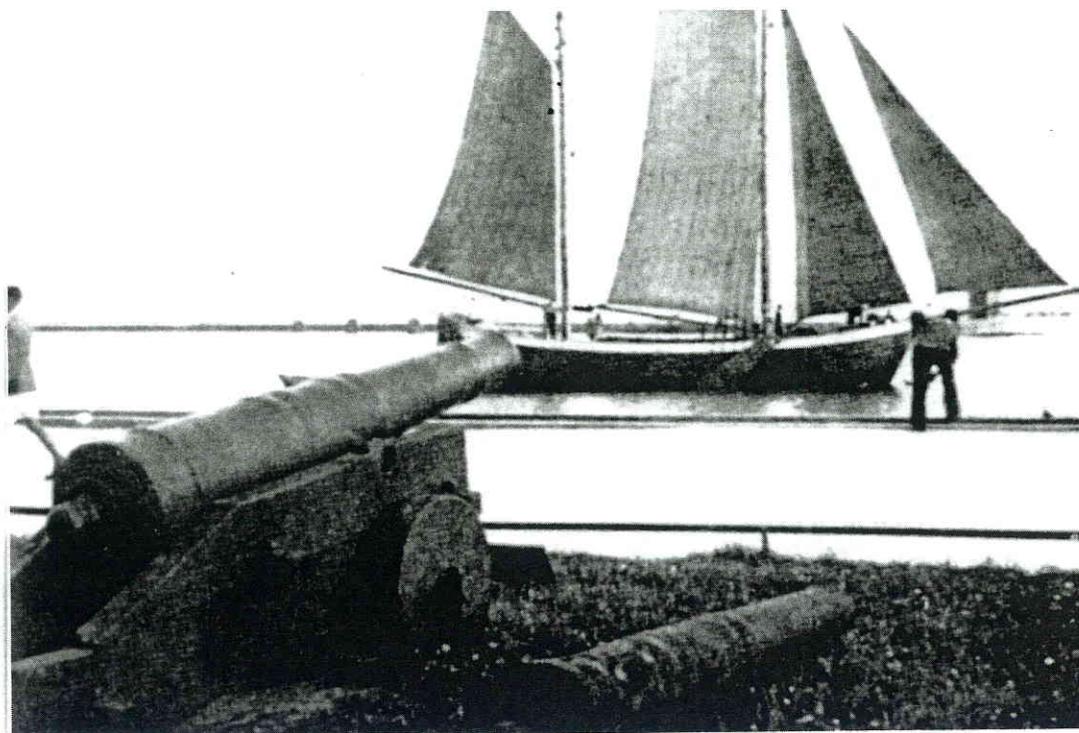
HEINRICH EICHEN

Besuch in Pillau

Meine Liebe zu Pillau wurde merkwürdigerweise auf der Kurischen Nehrung geweckt. In der Jugendherberge Rossitten lernte ich Frau von P. kennen, die dort mit ihren beiden Kindern und Mitgliedern einer kirchlichen Jugendgemeinschaft in einem Ferienlager lebte. Wir unterhielten uns an mehreren Abenden über die kleine, mir noch unbekannt Stadt, in der sie lebte. Ihr Mann war Lotsenkommandant gewesen und einige Jahre vorher von einer herbstlichen Kahnfahrt aufs Haff hinaus nicht mehr zurückgekommen. Erst im nächsten Frühjahr fand man ihn, in einer großen Eisscholle wie in einem gläsernen Sarg geborgen.

Das erschien mir damals märchenhaft und geheimnisvoll und verlockte mich, besonders, da ich herzlich eingeladen wurde, schon einige Wochen später (und in den Jahren danach immer wieder) die kleine Stadt zu besuchen. Mit einem Frachtdampfer von meiner Heimatstadt Elbing über das Frische Haff kommend, stieg sie allmählich aus den Fluten auf: niedrige weiße Häuser, überragt von dem rotweißen Leuchtturm, dem Richtweiser für die Schifffahrt von der alten Krönungsstadt Königsberg am Pregel in die Welt hinaus und zurück, davor ein ganzer Wald von Masten, Fischerboote und Segeljachten, bereit zu schwerer Arbeit oder sportlichen Unternehmungen. Aber auch große Brocken lagen an den Kais, gewaltige Überseeschiffe, nicht zuletzt die schneeweißen Passagierdampfer des Seedienstes Ostpreußen, der die Verbindung herstellte zwischen dem damals selbständigen Memelgebiet über Pillau und Zoppot: im Freistaat Danzig nach Swinemünde ‚im Reich‘. So umgingen wir den ‚polnischen Korridor‘, durch den deutsche Züge nur plombiert fahren durften und polnische Kinder nach deutschen Bussen Steine schleuderten. Pillaus Lage am einzigen Durchbruch der Nehrung, wo Haff und Ostsee ineinander übergingen, war so günstig, daß ebenso die Schweden—Amerika-Linie wie die Finnland—Linie die kleine Stadt als Anlaufhafen benutzten.

In den Anlagen am Wasser stand das Denkmal Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten. Denn von hier aus schickte er mit Otto Friedrich von der Groeben



Pillau, Abgehender Segler, im Vordergrund alte Kanonen am Kurfürstenbollwerk

die erste brandenburgische Flotte nach Afrika, um für seinen kleinen Staat aus den von den Mächtigen der Welt schon fast restlos aufgeteilten überseeischen Ländern möglichst auch noch ein kleines Stückchen abzubekommen. Hier also war die Geburtsstätte der preußischen Flotte, und die Erhaltung von Schifffahrtsrinnen mit ausreichender Wassertiefe und der Ausbau der weit ins Meer hinausragenden beiden Molen kostete mit der Zeit solche Summen, daß behauptet werden konnte, der Pillauer Hafen wäre aus purem Gold gebaut. Bei Sturm war es übrigens nicht ratsam, bis zur Molenspitze vorzudringen: war man schon auf halbem Wege von der Brandung überschüttet worden, konnte man weiterhin von ihr rettungslos hinabgerissen werden. Aber sonst war alles freundlich und einladend: winzige und manchmal skurile Seemannskneipen und Geruch nach Tang, Schilf, Teer und Fisch und dazu das unermüdliche Gekreis der Möwen allgegenwärtig.

Frau von P. wohnte drei Treppen hoch. Von den Fenstern ihrer Wohnung aus hatte man unbegrenzte Aussicht auf die Weite des Meeres und, nahebei, auf die alten Festungsanlagen mit den grasbewachsenen flachen Dächern ihrer Häuser, die, gut getarnt, völlig im Grünen verschwanden. Den ersten Grund zu dieser Zitadelle, die ich öfters und immer besonders gern besuchte und als kleine, in sich geschlossene Stadt mit einem Heimatmuseum bewunderte, — den Grundstein zu dieser Zitadelle legte König Gustav Adolf von Schweden im

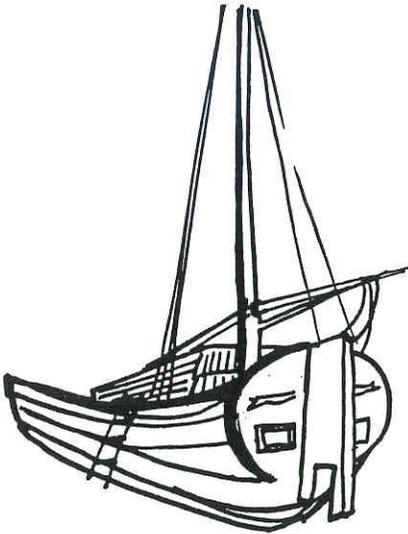
schwedisch-polnischen Krieg, als er diese ungemein wichtige Landstelle besetzte. Ernst Wichert (ohne ‚e‘), der den immer noch lesenswerten großen Roman über Heinrich von Plauen schrieb, den mutigen Verteidiger der Marienburg nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410, dieser Ernst Wichert hat einen Teil seiner Jugend hier in der kleinen Stadt zwischen Haff und See verlebt. Wahrscheinlich erhielt er erste Anregungen zu seinem Werk von der Ruine der Ordensburg Lochstädt, die auf der neun Kilometer langen Landzunge von Pillau zum Samland hin in der Nähe des Städtchens Fischhausen lag. Denn nach jener Errettung des Hochmeisterschlusses war Heinrich von Plauen zwar zum Hochmeister ernannt worden, doch bereits 1413 von meuternden Rittern wieder abgesetzt und in Lochstädt gefangen gehalten worden, wo er 1429 verkannt, verlassen und einsam starb.

BERNHARD HEISTER

Zu diesem Heft

„Hier ist ganz große, deutsche Landschaft, ernst in ihrer lieblichen Heiterkeit, fest gegründet, daß man glücklich werde.“

Walter von Molo über die Nehrung und Küste des Frischen Haffs.



Wir hoffen, daß dieses Heft die Landschaft rund um das Frische Haff — bewußt gewollt — als eine ganze und heile Welt zeigt, nach der so viele allem anderen Gerede zum Trotz dennoch heute Sehnsucht haben. Das Heft soll Erinnerungen wecken und denen, die jenes Land nicht mehr kennenlernen konnten, berichten, woher die Väter und Vorfahren gekommen sind. Es mag auch denjenigen, die heute dorthin fahren, was zum Teil — wenn auch mit einigen Schwierigkeiten — möglich ist, Wissen vermitteln.

Natürlich ist das Land am Frischen Haff nicht nur Ferienlandschaft. Wie überall gingen und gehen dort Menschen am Alltag ihren Pflichten nach. Es ist auch geschichtliche Landschaft von der frühen Zeit im 9. Jahrhundert, als der Seefahrer Wulfstan von der Wikingersiedlung Haithabu in Schleswig nach dem Preußenlande segelte und nach Truso kam, einer frühen Vor-

gängerin der Hansestadt Elbing, bis in unsere Tage, als das unsichere Eis des Frischen Haffs und die Frische Nehrung zum letzten Fluchtweg am Ende des

II. Weltkrieges wurden. Heute verläuft von der Frischen Nehrung zwischen Narmeln und Neukrug die polnisch-sowjetische Demarkationslinie quer über das Haff in die Umgebung von Heiligenbeil am jenseitigen Ufer. Elbing — mehr als 700 Jahre Seehafen — hat keinen Zugang mehr zur See. Die hermetisch abgeschlossene Grenze verwehrt den Polen die Durchfahrt durch das Pillauer Tief.

Die Titelseite unseres Heftes zeigt einen Linolschnitt von Charlotte Heister „Fischerboote auf dem Frischen Haff“. Alle anderen Illustrationen sind ebenfalls von Charlotte Heister. Die hintere Umschlagseite zeigt zum Trocknen aufgehängte Fischernetze auf der Frischen Nehrung.

Die Karte vom Frischen Haff zeichnete Herbert Kionke in Birkenfeld/Württemberg. Die Fotos sind sämtlich dem Archiv der Landsmannschaft Ostpreußen entnommen.

Dem Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln, bei dem das Gesamtwerk von Agnes Miegel erschienen ist, danken wir für die Abdruckerlaubnis des Gedichtes „Heinrich von Plauen“. „Geliebtes Hügelland“ hat Agnes Miegel für den Elbinger Heimatbrief Nr. 4/1953 geschrieben.

Käte Stellmacher ist 1864 in Elbing geboren. Sie lebte viele Jahre in Kahlberg und schrieb u. a. sehr lebendige Stimmungsbilder. Der „Kahlberger Winterbrief“ erschien in der Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“ Nr. 33 vom 8. Februar 1907. Wir entnehmen den gekürzten Text dem Elbinger Heimatbrief Nr. 17/1966.

Als mich Hanna Wangerin bat, ein Heft über das Frische Haff und die Frische Nehrung zusammenzustellen, ergab sich bald eine solche Fülle an Material, daß es für ein ganzes Buch gereicht hätte. Die Beschränkung hier sollte anregen, selbst zu sammeln, was sich aus Büchern, Zeitschriften, Erzählungen und Berichten, Fotos usw. zusammentragen läßt.

BERNSTEIN GLUHTE IM SAND...

Es war einmal ein Land
— O, hämmerndes Herz, halt ein —
Bernstein glühte im Sand,
Muschel und Kieselstein.

War der Himmel so nah
und die Erde so weit, so weit . . .
Windmühlen gingen da
wie die Uhren der Ewigkeit.

War da immer ein Duft,
ein Ruch von Rinde und Rauch,
zog durch die Sommerluft
immer vom Meer ein Hauch.

War überm Strom zugleich
Glocken- und Orgelspiel;
Blumen blühten am Deich,
Blumen so viel, so viel —

Werd' ich einst wiederseh'n,
was meine Seele sucht:
Kalmus und Tausendschön,
Bernstein und blaue Bucht,

Weiden und weißen Mohn,
brüllende Nordlandsee,
Giebel und graue Bastion
funkelnd im Weihnachtsschnee?

War meine Heimat dort,
war auch mein Vaterland.
Über die Gräber fort
wandert der Dünensand;

wuchert der Efeu grün,
flattert das Wollgrashaar —
Schierling und Wolfsmilch blühen
wo meine Heimat war.

Martin Damß